



DÜSSELDORFER HEIMATBLÄTTER

HERAUSGEBER: »DÜSSELDORFER JONGES« E. V.
SCHRIFTFÜHRUNG: DR. PAUL KAUFHAUSEN, DÜSSELDORF
V. JAHRGANG HEFT NR. 5

Zum Geleit!

Weit ist der Weg von dem kleinen „Dorf an der Düssel“ bis zu unserer Großstadt; fast so weit wie von einem Stern zum andern. Und viel Natur- und Heimatverbundenes ging uns verloren, denn unerbittlich fraß die eilende Zeit mit ihren mächtigen Häuserzeilen und Asphaltwüsten sich in die Naturidylle, riß Blumen und Bäume weg, und steinern wurden die Wege. Goethes Osterglocken und Mörikes Harfe vernehmen wir von Jahr zu Jahr wehmütiger und heimlicher; wir stehen uns eine kurze, kleine Stunde vor die Tore der großen Stadt und sinnen. . .

Und da blüht uns noch die Heimat, „das Land in dem wir jung gewesen sind, mit allem was dazu gehört und dafür bezeichnend ist, das Land, das wir lieben, weil wir von ihm die tiefsten und dauerndsten Eindrücke empfangen haben, und weil es für uns verklärt ist vom Goldglanz der Jugenderinnerung.“

Fern ziehen die Pfade durch die schäumenden Wiesengründe; über die unsere Urgroßväter zusammen in sternklaren Nächten hinschritten und Gespräche mit Gott führten. Wir aber finden sie kaum noch, weil wir anders wurden. Und doch! Wenn die stille Natur uns mit ihrem weichen Flügel umfängt, beschleicht uns jenes seltsame Gefühl, das wir Heimweh nennen, und die Sehnsucht pocht leise an das laut schlagende Herz. Groß und rein spannt sich dann der blaue Himmel über das heimatliche Land; es läutet die Glocke der Erdenseligkeit. . .



Das vorliegende Heft ist dieser Heimat gewidmet. Dr. Rudolf Weber, der liebenswürdige und feingeistige Plauderer hat es uns geschenkt. Alte, liebvertraute Bilder erstehen, führen uns in eine geruhsame Zeit und wieder zurück in unsere Tage. Ob nun die Frühlingsstürme brausen, die Sommersonne loht, der Herbstwind über die Fluren fegt oder der klirrende Winter umgeht, immer leuchtet die Heimat in ihrer sattsamen Schönheit durch.

So mag sie denn wieder einmal Auferstehung feiern. . . mit uns Heimatfreunden gemeinsam. . .
Schriftleitung.

Bilder der Heimat im Wandel der Jahreszeiten

von Dr. Rudolf Weber

(Ausgewählte Kapitel)

mit Illustrationen von Fritz Köhler, Düsseldorf

Und der Wind heult auf eisigen Wegen

Nun hat der Wetterbericht mit seinen milderen Vorhersagen doch kein Recht behalten. Wohl verschwand einmal der weiße Verputz von Wiesen und Wegen, Bäumen und Dächern. Entweder sackte er, sich gleichsam selbstverzehrend, leise zusammen, oder ein unverhofftes flüchtiges Tauwetter fraß ihn auf, oder aber auch ein Windstoß trieb die eisigen Kristalle hoch, trug sie irgendwo hin, bis sie festgebackt und festgefroren in einer Ecke liegen blieben, grau und langweilig, traurig und häßlich, von keinem beachtet. Und der Südost heulte über das frierende Land, tobte in ungehinderter Kraft die Landstraßen hinunter und trieb Heere von scharfem, trockenem Staub vor sich her, daß einem die Augen überliefen, wenn man sich ihm entgegenstemmte. Krachend polterte droben vom Kastanienbaum die Astgabel herunter. In weitem Bogen jagte ein dunkles rundes Etwas herab, das war das Buchfinkennest vom letzten Frühjahr. Drüben an der Ecke landete dies feine aus Moos und Flechten gewebte Kunstwerk, jetzt zerschlagen und zerrissen, und gemeinsam mit Strohhalmen, Papierschnitzeln und Zeitungsfetzen, die wie Fahnen im Sturme gegen Mauern klatschen, wirbelten sie alle im tollen Tanz auf dem freien Platz herum, wurden haushoch empör-

geschleudert, um dann für ein Weilchen ermattet niederzusinken, bis sie der eisige Herr von neuem aufgriff, sie in seine staubigen Arme einreichte und sie weiter, immer weiter vor sich her peitschte.

Zwar versuchte die Sonne immer wieder sich wärmend durchzusetzen und streichelte die hartgewordenen Wagenspuren und Fußstapfen, bis ihnen allen ganz warm und weich wurde. Aber das war nur ein kurzer Spaß. So wie sie weiter zog, knackte die Kälte hinterher, und alles fror wie früher. An der vom Alter schwarz gewordenen, windgeschützten Ziegelmauer gaukelte stillvergnügt ein Zitronenfalter durch den scheinheiligen Tag. Viel zu früh hatte ihn ein unglückliches Geschick aus seiner geborgenen Hülle getrieben, in der er eigentlich noch manche Woche hätte ruhen müssen. Nun ist das Unglück geschehen, und sein Geburts- und Schlüpftag wird auch sein Sterbetag sein, und ehe die Stunde verrinnt, ist dieser kurze schöne Traum zu Ende.

Weit im Westen schiebt sich unauffällig langsam eine Wolkenbank hoch. Das ist bald alle Abende so, aber sie bringt keinen Schnee, keinen Regen und kein wärmeres, frohes Wetter. Denn wenn die Dämmerung vorbei, dann ist auch sie wieder ins Wesenlose versunken. Durch die bläuliche kalte Luft

kommen mit schwerem schwarzen Schläge die Krähen von der Schutthalde. Jeden Nachmittag. Ihre metallischglänzenden Leiber leuchten im scheidenden Licht, wenn sie hoch über den Häusern in breiten ausgezogenen Gruppen wegstreichen. Geschlossen halten sie zusammen. Nur hin und wieder treibt eine, wie in spielerischer Lust, losgelöst von den anderen, Kurven ziehend ein wenig abseits, um dann gleichfalls dem übrigen Zuge wieder zu folgen, der nun noch einmal drüben am Dorfrande zur kurzen Pause einfällt. Dann

wandern sie weiter ihren Schlafbäumen entgegen, und dann folgt die Nacht.

Mit angstvoll eingezogener Rute torkelt leise ein herrenloser Hund den zugefrorenen Bach entlang. Nirgends eine offene Stelle, um den brennenden Durst zu löschen. Schaurig klingt sein Heulen, und ein eisiger Wind trägt die Klage der verlassenen Kreatur über öde leere Wege, und neue graue Heere von beißendem Staub schleppen sich ruhelos mit ihm vereint durch die von Kälte zitternde schwarze Finsternis.

★

Der Frühling spudet sich

Milchigblau wölbte sich die große Kuppel über das Frühlingsland. Und die Sonne hatte gar keine richtige Lust, sich ordentlich durchzusetzen und ihre volle Wärme in der gewohnten Weise auszuschütten, wie sie das während der letzten Tage getan. Aber wenn auch langsam aus dem Dunst der vormittäglichen Sonntagsstunde eine Wolkenbank wurde, zwischen die der silberne Ball nur hin und wieder einmal in breiten Strahlenbündeln herniederblinzelte, so blieb doch die ahnende Lenzesstimmung über der weiten Niederung, und die ersten Feldlerchen tiriliierten in einem fort oben in der Höhe und sahen auf das graubraune Brachfeld herab, das überall frische hellgrüne Flecke bekam, die sich bis zum nahen Pfuhl hinzogen.

Seit einer Woche hat sich draußen die Welt ein gut Stück verändert! Zwar sieht so was nicht jeder auf den ersten Anhieb, und vor allem für den Durchschnittszeitgenossen ist noch alles ein ödes Grau in Grau. Doch das ist gar nicht wahr! Man muß sich nur die Augen blank putzen, dann ist eine Menge

Neuigkeiten zu finden. Nicht nur die Schwäne, die auf dem endlich von dickem Eis befreiten Landskron-Weiher vergnüglich herumrudern, nicht nur die allerersten Klexe von gelbem Krokus, die sich im Zoo an der Osterhäschchenplastik und im Hofgarten selbstbewußt aus der Erde schoben. Ach nein, so abseits der ausgetretenen und ausgefahrenen Straße gibt's heuer so viele Kleinigkeiten, die uns ohne Ausnahme erzählen, daß man sich zu spuden versteht, wenn der Vorfrühling wegen Mangels an Wärme und Überfluß von Nachfrösten ausfallen mußte, und man nun genötigt ist, in kürzester Frist alles eiligst nachzuholen, damit man möglichst bald wieder im richtigen, der Jahreszeit entsprechendem Gleise läuft. Da ist der Flieder mit seinen gesprengten Knospen, da der Holunder, der kühn und frech mit seinen dunkelgrünen Blättchen protzt und unter ihm die ersten Veilchen, die auch nicht nachstehen wollen. Zwischen dem Steingerümpel huschen blinkende Käfer. Vorerst nur kleine, die großen haben offenbar noch nicht ausgeschlafen. Nacktschnecken sind auch

schon da. Und drüben watschelt gravitatisch nickend metallischglänzend der Starmatz. Jetzt beschäftigt er sich eben damit, einen länglichen, widerspenstigen Regenwurm aus der Erde zu ziehen. Über ihm streicht die Spätzin fort, einen geknickten Halm im Schnabel, um unter irgendeinem Dach mehr eifertig als sorgsam die dringend notwendige Wiege herzurichten. Es ist schon bei ihr soweit, und Sperlinge scheint es noch nicht genug hier in der Gegend zu geben.

So bringt ein jeder Tag neue Überraschungen, neue Freuden. Auf jedem Wege, an jedem Hang grüßt ein neuer Bekannter. Lustig klingen die Vogellieder vom frühen

Morgen bis in die tiefe Dämmerung, und wenn auch heute die Wolken am Sonntagshimmel bedenkliche Neigung zeigten ihre Schleusen zu öffnen, so haben sie nur mit diesem Gedanken gespielt und die Sache noch etwas aufgeschoben. Denn regnen muß es, alle Tage Sonnenschein ist auch langweilig und nicht immer gut. Vielleicht, vielleicht auch nicht, bringt der kommende Tag die große Wäsche, und die Tropfen werden auf Wiesen und Felder, Bäume und Sträucher tropfen, kullern, und dann, fast über Nacht, im Handumdrehen ist die Welt in lachende bunte Farben getunkt. Bald, bald ist's so weit, nur einwenig Geduld muß man haben.

★

Nun kommt der Frühling

Ein blauer Himmel spannte sich über den Sonntag am Niederrhein. Lustig bimmelten die ackerfarbenen Troddeln der Haselbüsche, silbern glänzten die Weidenkätzchen, zwischen denen die ersten Insekten mit fröhlichem Gebrumm ihre eigenwilligen Wege summten, während zu ihren Füßen in kleinen Kolonien die Gräser ihre grünen hoffnungsvollen Triebe dem warmen Lichte entgegen schoben. Flügelschlagend, munter quirilierend knarrte der Star oben auf dem Dachfirst, und das Rotkehlchen saß im knorrigen Apfelbaum in der verhutzelten Krone und flötete feierlich seinen perlenden Lenzessang. Befreiendes Aufjauchzen allerwärts, mag auch der Frost noch tief die Erde in seinen Krallen halten.

Da ein heller Schrei!
Kraniche!
Wo? — — —

Wieder der Trompetenruf! Aber da kommen sie schon in stolzer Kiellinie über der Buschermühle heran. Vornweg ein Einzeltier und dann in zwei langen Ketten fast auf Federfühlung die ganze übrige Schar. Achtundvierzig Tiere der eine Zug, zwounddreißig der andere. In rascher gleichmäßiger Fahrt ziehen sie vorbei. Über Mörsenbroich geht die Reise weiter, nun sind sie hinter dem Heideweg, nun hinter dem breithingelagerten Pielshof, der neben dem Schnepfenhof das größte Anwesen der alten Honschaft ist, dann schweben sie über Rath und jetzt ist es bloß noch ein Pünktlein, das dem weiten dunklen Ratinger Walde zustrebt.

Auf den Straßen, in den Bauerngärtlein bleiben die Leute stehen, die Wagen halten, und der Blick fliegt zu den stolzen, reisigen Gesellen dort oben in blauen Höhen. Keiner spricht ein Wort, aber blank sind die Augen

aller. Ist es das fast nie gesehene Schauspiel, das uns die Natur für einige Minuten schenkt? Ist es die große Sehnsucht, die einen jeden von uns an diesem schönen Frühlingstage packt? Wer vermag die richtige Antwort auf all die vielen Fragen zu geben? Aber unsere Gedanken reisen mit den königlichen Vögeln, und unsere guten Wünsche wandern gleichfalls in die Weite.

Als Dahlien, Georginen das flammende Sommerendfeuer angezündet, als durch unwahrscheinlich klare Lüfte die Spinnchen an langen weißen Schleiern an den bleichen Blüten der Herbstzeitlose vorbeisegelten, da kamen die Kraniche von Finnland und Schweden her über die rauschende Düssel auf ihrem Zuge nach den Pyramiden und den tropischen Ländern, bis weit den blauen und weißen Nil hinauf. Hinter uns liegt ein bitterböser Winter, doch der jubelnde Sang der schwarzen Amsel hoch oben in der kanadischen Pappel lockerte seine Fesseln und am Sonntagnachmittag, als von der alten Hofkirche die sechste Stunde verklang, zog das Heer der achtzig grauen Ritter mit dem roten Krönlein auf der Rückreise zu seiner nordischen Heimat über unsere Stadt. Ihre hellen, alles übertönenden Trompetenfanfaren brachen die bösen Banden.

Und nun ist der Weg für einen neuen Frühling frei...



★

Mörsenbroich

An den Höhenzügen des Grafenbergs und des Angerwaldes vorbei wälzte einst der Rheinarm seine Fluten. Doch das ist schon lange, recht lange her. Seine Wasser verliefen sich, und in der weiten, ausgedehnten, sumpfigen Niederung rauschten die Düssel und der „Ketel“ (Kessel-Tal) oder Kittelbach durch das verlassene Strombett. Ringsum endlose, undurchdringliche Urwälder, die noch um die

erste Jahrtausendwende der Landschaft ihr Gepräge gaben, als an ihren Rändern Siedlungen wie Derendorf, Rath und Ratingen entstanden. Vielleicht schon um diese Zeit, doch wahrscheinlich erst während der Reformation oder auch noch später — die Geschichte schweigt sich darüber vollkommen aus — mögen einzelne Abenteuerlustige in dieses Moor- („môr“, „moer“) und Bruch-

(„bruoh“, „brôk“) gebiet vorgestoßen sein, um hier zu roden, zu entwässern und ihre Hütten zu bauen. Gleich ihnen schafften auch die Trappistenmönche, die sich im August des Jahres 1709 an der südlichen Gemarkung im Bereiche der beiden Speckerhöfe ansiedelten, Niederlassungen, die ihren Namen von dem althochdeutschen *spache* = Reisig herleiteten. Mit Reisigbündeln schuf man Knüppeldämme, auf denen die Bewohner trockenen Fußes von Hof zu Hof wandern konnten. Einsam und abgelegen lebte die kleine Honschaft Mörsenbroich in den Tag, und über Weiden, Pappeln, Erlen und Wiesen winkte fern im Südwesten der Turm von St. Lamberti, dessen Glocken die Gläubigen zur Kirche riefen. Das war noch so um 1800, und erst später kam die Gemeinde zum Pfarrbezirk Derendorf, dem sie bis zur Errichtung eines eigenen Notkirchleins vor einem Menschenalter angehörte.

Noch zu dieser Zeit war Mörsenbroich das stille Nest, das es wohl Jahrhunderte hindurch gewesen. Von der Buschermühle lief seine Grenze die forellenreiche Düssel entlang, am Trappistenkloster westlich vorbei, allmählich gen Honigheim. Von dort führen heute noch Grenzrain und -graben, die „Am Schein“ in Oberrath münden, nach der Piwipp, um von da wieder zum alten Mühlenreich zu eilen. Nur wenige Straßen durchzogen das Gebiet. So der Vogelsangerweg nach Thewissen und Calcum und im Herzen der Ortschaft der Mörsenbroicherweg, der bis in unsere Tage sein altes Aussehen bewahrt. Doch fängt man leider auch hier an, das harmonische Bild durch die Errichtung mehrerer moderner Villen zu verunstalten. Sonst gab es nur schmale Pfade, die zwischen Weißdorn-, Buchen- und Schlehenhecken dahin tapsten und sich irgendwo in duftigen Wiesen verloren.

Ungefähr von Norden nach Süden, fast parallel zum Schienenstrang, auf dem die Züge zwischen Düsseldorf und Kettwig rollten, lief die von alten Bäumen beschirmte

Chaussee, die heutige Münsterstraße. An ihr lagen neben dem behäbigen Leyshof „Haus Schmeck“ mehrere Wirtshäuser. Zuerst an der Mündung des Vogelsangerwegs ein kleines Häuschen mit blankgescheuerten Tischen und Bänken, dazu weißen gestreuten Sand auf dem Fußboden, der Gasthof „Zum faulen Stock“. Etwas weiter nach Derendorf hin ein Ausschank der Familie Lichtschlag, deren Vorfahren auch die Buschermühle innehatten. Hier stand einst auch der Schlagbaum zur Zeit, wo noch die Mahlsteuer das Brot verteuerte. Hier mußte jedes Fuhrwerk aus der Richtung Homberg, Hubbelrath oder Hösel seinen Zins entrichten, wenn es weiter fahren wollte, sei es zur alten Residenzstadt oder auch nur zu dem hundert Schritt weiter liegenden Haus „Zum Schwan“, wo schattige Lauben, gefüllte Futterkrippen für die schweren niederrheinischen Gäule, und ein guter bergischer Doppelkorn für die Fuhrleute immer gern zum Sitzen und Bleiben einluden.

Durch die Zweige guckte die Sonne, spiegelte sich in dem messingbeschlagenen Geschirr der stampfenden, schnaubenden Tiere und malte zitternde Kringel auf den gepflasterten Vorplatz. Drinnen im Dorfe wartete noch ein vierter Gasthof, die Wirtschaft Greven.

Nicht weit von hier, in der Richtung zur Aaper Höhe, doch noch ein gutes Stück vor dem Walde, steht der von verhutzelten Salweiden umkränzte „Pielshof“. Auf seinem Dache nistete jahrelang der Storch. In der entgegengesetzten Ecke, nach Düsseldorf zu, ruht unter dem ewigen Geflüster der elf dicken, ehrwürdigen Silberpappeln ein schwarzes Backsteingemäuer mit frischen, maigrünen Schlagläden, dazu blendendweißen Fensterkreuzen: Der „Schnepfenhof“. Vor dem Giebel des Herrenhauses grünte bis vor wenigen Wintern eine gewaltige Linde. Aber auch sie wurde wie so manches Andere aus lauter Nichtsnutzigkeit elend zusammengehauen. Sie, die neben einigen alten Ulmen,



Buchen und Walnußbäumen die stolzeste Zier im Dörfchen, ja in der ganzen Umgegend war. Ein süßer betäubender Duft umhüllte den herrlich gebauten Recken mit seinem weitausladenden Kuppeldach, um dessen Blüten im Heumond fleißige Bienen brummen, während im dämmerigen Schatten zahllose Mückenschwärme tanzten, und im ewigen schwebenden Auf und Nieder die Pärchen sich fanden. Zu seinen Füßen hat mancher Krumme sein Männchen gebaut und zur nahen, von Obstbäumen umrahmten Scheune gelauscht, in der Marder und Iltis voller Eifer

dem ergiebigen Mäusefang huldigten, und das sogar am helllichten Tage.

Murmelnd und plätschernd hüpfte der Kittelbach vorüber. Ueber die Brückchen, die seinen höchst eigensinnigen Lauf querten — eines schlummerte noch bis zum vorigen Jahre versteckt unter Brennesseln und Gestrüpp vergraben, oben in Düsselthal, die anderen waren rechts vom Mörsenbroicherweg, dann an der heutigen Brehm- und Münsterstraße —, rumpelten die Heuwagen, Gemüsekarren oder hoppelten die Karnickel. In der endlosen Niederung längs des Grafenberges

blinzelte ein Wasserloch und ein breiter See neben dem anderen zum lachenden Sommerhimmel. Riedgräser, Binsen, Schwertlilien und kühn emporstrebende Rohrkolben sorgten für eine würdige Fassung. Auf dem freien Anger wucherten Anemonen, Huflattich, Pestwurz, goldener Löwenzahn, gelbe Dotterblumen, lilafarbenes Schaumkraut, wilde Möhren, rostfarbener Sauerampfer, Blutweiderich und Klatschmohn, das alles nach der Jahreszeit zu farbenfrohen Teppichen gestickt. Hier hatten Fasan und Feldhuhn ihr Gelege. Im Röhricht Wildenten und Schnepfen. Ungestört wechselte der Bock vom Kiefernstand herüber. In dem feuchten Element veranstalteten Frösche und Kröten einen ganzen Sommer lang ihr ohrenbetäubendes Konzert, das auch durch die dicken, klobigen Eichen und knubbeligen Weiden, welche stolz „die Bende“ beherrschten, ungehindert, ungedämpft bis Derendorf und Rath klang. Nicht umsonst hieß die Mörsenbroicher Jugend in den umliegenden Gemeinden „die Frösch“.

Aber auch das hörte auf, als sich vor dreißig Jahren in schnurgerader Richtung die Heinrichstraße durch die unberührte Schönheit drängte, und inmitten ihres Laufes der Kitzelbach in ein neues Bett gezwängt wurde. Da war es mit seiner Freiheit natürlich vorbei. Jetzt konnte er nicht mehr nach der Schneeschmelze kilometerweit das Flachland überschwemmen. Doch auch Andere traf dies harte Geschick. Mit den Jahren versiechten rasch die Tümpel. Störche und Reiher verschwanden, denn die quakende Sippe ging ständig zurück. Es war eine Bevölkerungsabnahme, wie sie nicht zu oft in der Weltgeschichte vorkommt. Wo sollte die Lurche denn auch ihren Laich ablegen, wenn keine geeigneten Gewässer mehr zur Hochzeit einluden? Die Gräser, Blumen, Sträucher ver-

dorrten. Ihnen wurde der Boden zu trocken. Die Bäume wanderten in den Ofen oder zum Holzhändler. Die Singvögel und das übrige Getier zogen gleichfalls fort. Man fand eben keine verborgenen Nistplätze mehr, und auch sonst war nichts mehr hier zu holen. Es wurde immer trostloser. Wohl rattert heute noch vereinzelt der Pflug über das Steinpflaster, das auch den blökenden Schafherden mit Hirt und Schäferhund die Richtung zur Weide zeigt, auf denen buntscheckige Kühe gehen und sonntägliche Pferde in übermütigen Sprüngen tollten. Gemach, gemach! Denn bald werden auch solche Bilder der Vergangenheit angehören.

Und ich sitze in dem kleinen, weißen Bauernhäuschen mit dem schiefen, schwarzen Ziegeldach, das die Brehmstraße demütig hinuntergrüßt. Es paßt nicht mehr in diese Verhältnisse, das weiß es selbst ganz genau. Neben mir hockt die junge Bäuerin, erzählt von den Eingesessenen, die Generationen lang hier wohnten und auch noch heute ihren Acker bestellen, erzählt von dem stillen, ländlichen Frieden verflossener Zeiten, und andächtig hört das Aelteste zu. Was die Mutter berichtet, klingt wie ein Märchen. „Ja, ja, wat wor doch Möschebroch früher schön. Et is nix mehr los hier!“

Silbern spiegelt sich der Mond in den Regenpfützen einer von rasselnden Lastwagen zerfressenen Straße. Weit vom Dorfe, wo die Birnbäume sich schützend über den Gekreuzigten am Heidewege legen, und die Pyramidenpappel leise im Nachtwind seufzt, klingt der helle Ruf zweier Käuzchen herüber. Totenvögel heißt man sie. Ich glaube nicht an diesen Spuk. Aber sollten die beiden in diesem Falle nicht doch recht haben? Denn auch du, Mörsenbroich, bist ein Opfer einer Zeit, die verständnislos dir gegenübersteht. Und seinem Schicksal entgeht keiner.

★

Das erste Lied

Auf dem Südhang des Kahlschlages, der in leichter Steigung zur Höhe klettert, scheint die Märzsonne, und die warme Luft zittert über den dichten, goldorangefarbenen Moosrasen. Ringsherum die braungelben Massen des Adlerfarns in wirrem Durcheinander, zwischendurch einige lichte Birken, und oben auf der Höhe des Grafenberges ernst und würdig, dunkelgrüne Kiefern, die weit über das dunstige Häusermeer schauen, bis zum Horizont, wo der Strom wie eine glitzernde Riesenschlange in großen Windungen nach Norden eilt. Hoch in der Bläue zieht ein Bussard seine Kreise, jetzt rüttelt er, um im nächsten Augenblick wie ein fallender Stein herabzustoßen und hinter den Rottannen zu verschwinden, wo im jungen Kleeacker die

Mäuse huschen. Ueber die Stechpalmengruppe fort plärrt der Häher zum Busch, ein paar Dohlen spielen um den Turm des Edelsitzes „Haus Roland“, der am Ende des Kastaniengangs liegt, und im Brombeergestrüpp zierpt der Zaunkönig.

Sonst überall eine tiefe Stille. Das große Leben arbeitet noch in der Verborgenheit, und nur vereinzelt wagen Tier und Pflanze an den baldigen Frühling zu glauben. Denn überall in den Ecken, Gräben und Rainen liegen noch, wie schmutzige Leinentücher verstreut, die Schneereste, und in der dunklen Waldschlucht, durch welche die Holzfäller morgens und abends gehen, knistern vereiste Fußstapfen. Doch Tag für Tag steigt der Sonnenwagen höher, und Tag für Tag



schießt Baldur seine weckenden Pfeile zur schlafenden Erde und freut sich über jeden Erfolg.

Unten am Ausgang des Dorfes liegt hinter Holunder- und Weißbuchenhecken, von dichtem Efeu bewachsen, eine Kate, ehemals beschützt von zwei uralten knorrigen Walnußbäumen. In jedem Jahre rissen die Stürme an ihnen herum, nagten die Baumschwämme an ihrem Lebensmark, und in jedem Jahre wurden sie krakeliger und widerstandsloser. Der eine zerfiel. Der andere blieb, erholte sich und gesundete. Auf seiner höchsten, letzten Spitze sitzt heute, wenn die Sonne vom Tage Abschied nimmt, wie seit altersher, in jedem Vorfrühling ein Amselhahn und flötet in weichen, warmen Tönen sein erstes Lied in den arbeitsmüden Abend. In kurzen Pausen wiederholen sich friedvoll die leicht getragenen Strophen; die Natur schweigt und lauscht der neuen lenzesfrohen Offenbarung.

Ueber die Dorfstraße zieht der Schäfer mit seiner Herde. Humpelnd trotteln die jungen Lämmer, die den ganzen Tag in ungelinken Sprüngen herumgehoppelt waren, neben dem Alten dem Stalle zu, der unter den braunschimmernden Pappelbäumen liegt. Ein kleiner Wollenträger wird vom Hirten getragen. Er hat ihn im linken Arm. Ein zweiter kommt jetzt in den rechten. Neben ihm laufen blökend die beiden Muttertiere. Und so zieht man heim. Hinter ihnen, vom Rübenfeld kommend, schreitet der Bauer mit seinem klappernden Pfluge. Nun sind sie alle vorbei; Hirt, Schafe, Bauer und Pflug.

Gegenüber in dem weißgetünchten Häuschen, vor dem leise glucksend die Düssel fließt, wiegt die junge Bäuerin ihren Erbprinzen in den Schlaf und horcht auf das Liebes- und Frühlingslied des schwarzen Sängers hoch im Nußbaum, das schluchzend in der grauen Dämmerung sich verliert.

*

Der Mai ist gekommen

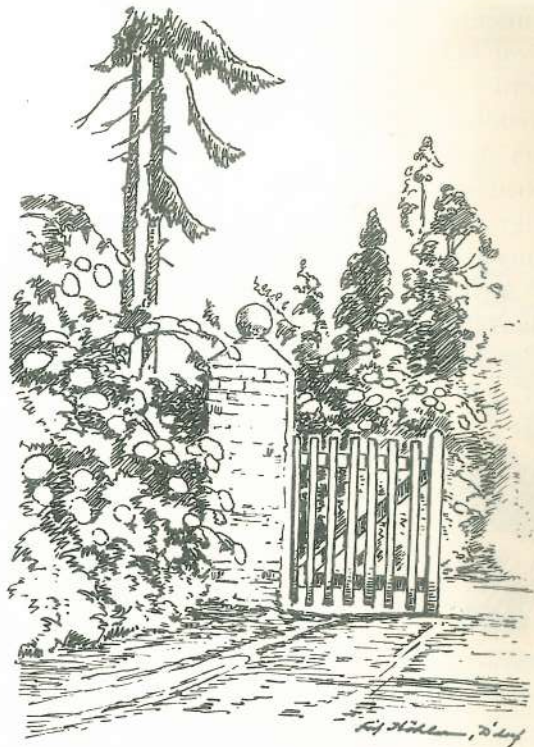
Von der höchsten Spitze der kanadischen Pappel flötet der Amselhahn immer sein gleiches Lied. Er macht es anders wie sein Kollege drüben im weißblühenden Birnbaum, oder der aus der Gärtnerei und das Dutzend Gelbschnäbel der Nachbarschaft, die samt und sonders den gleichen Schlag haben. Aber alles musiziert unentwegt vom zeitigen Morgen bis bald zum Mondenschein. Jeder macht Ueberstunden. Mit der Heidelerche draußen im stillen Moor fängt es an. Friedlich dringt der helle Sang in das Morgengrauen, durch das fröstelnd der Wind streicht, Nebel und Dunst verjagend. Einsam und feierlich klingt ihre Weise dem werdenden Tag entgegen.

Noch schläft alles, aber bald wird es lebendig. Der Zaunkönig, der Fitis, das Blaukehlchen probieren ihre Stimmchen. Hoch vom Giebel knarrt ohne Aufhören der Rotschwanz seine Melodei, auf dem Wegweiser singt die Ammer Ti—ti—ti—ti—ti—tüü—. Drunten im Schilf schimpft der Rohrspatz, während der Edelfink auf dem Schlehendorn sich die Kehle heiser schmettert.

Und die Sonne steigt höher und höher. Den Gräsern wurde es schon längst in der Erde warm, die Blätter am Strauchwerk, die wohlverpackt und aufgerollt unter der klebrigen Hülle schliefen, hielten es dort gleichfalls nicht mehr aus. Auch Masliebchen, Veilchen,

Primeln, Dotterblumen, Schaumkraut zogen ihren bunten Staat hervor, der zu schön ist, als daß er länger als wenige Wochen halten könnte. Von den Birken gucken zwischen den langen Troddeln die ersten Blättchen in die blaue Welt und in den stillen Kolk, auf dem winzige Taumelkäferchen in hellem Lichte kreisen, während drunten in der Tiefe der Teichmolch seiner Mölchin getreulich durch das Hornkraut nachsteigt, und sich dabei über die tausend und zwei Kaulquappen ärgert, die der braune Grasfrosch leichtfertig in die Welt setzte, und die nun als ebenso viele dicke schwarze Punkte mit einem Komma hintendran den gewaltigen Algenbelag abraspeln.

Doch der große Wärmeofen wirkt nicht den ganzen Tag. Denn plötzlich faucht aus irgendeiner Ecke ein kalter Wind. Der böse Wettergott hat aus Versehen das falsche Ventil aufgezogen. So bläst es mit einer ernüchternden Frische über die Wiesen und über die Wege, daß sämtliche Frühlingsgedanken sich schleunigst verziehen. Der große Singsang stockt, die Zauneidechse hat alle Lust an Kletterübungen verloren, Hummeln, Wespen und Genossen verzichten dankend auf jeglichen Blütenbesuch; selbst die Spatzen, die einen Bund der Kinderreichen gründeten und in Punkto Witterungsverhältnisse wirklich bescheidene Ansprüche stellen, hocken mißmutig in einer Ecke an der Scheuer. Nur der Bruder Luftikus freute sich. Heimtückisch zauste er die Buchenkrone. Fast wäre ein Saatkrähenkind aus dem Horste gepurzelt. Wild wirbelt er die Blüten vom Kirschbaum herunter, bläst eine Unmenge Staub von der Landstraße über den Anger und in den Tümpel, so daß dieser vor Aerger ein ganz krauses Gesicht macht. Nein, er war kein feiner Mann. Wahrscheinlich sah er das selbst ein, denn plötzlich verschwand er und, stipp stipp, erst langsam, dann immer heftiger, strömte der Regen herunter, schlug den Staub tot, machte Blumen, Sträucher, Bäume sauber. Gründlich und ausdauernd. Stundenlang. Es gab eine



gewaltige Aufwascherei. Dann verschwand auch er, und der wolkenlose Himmel stand über dem frühlingsschönen Land.

So schafften sie Hand in Hand; Sonne, Wind, Regen. Fieberhaft wurde gearbeitet, als gälte es baldigst eine große Ausstellung zu eröffnen. Es ist auch wohl so. Denn der Mai steht vor der Tür, und wenn er seinen Einzug hält, mit ihm seine Trabanten, Mairegen, Maifisch, Maibutter, Maikäfer, Maifeier, Maibowle, diese teils aus Reben-, teils aus Gerstensaft gebraut, muß alles fertig sein, denn er ist der König der zwölf Monate. So manches ist noch zu tun. All zu langsam schiebt der Rohrkolben seine neuen Dolche aus dem schlammigen Grund, die Eichen sind noch zurückhaltender und wollen nichts von grünen Blättern wissen, trotzdem im nahen Bauerngarten Goldlack und Stiefmütterchen um die Wette blühen, der Holunderbusch an seinen weißen Tellern arbeitet und

der Starmatz kaum weiß, woher er all das Futter für die fünf hungrigen Schnäbel im Nest bekommen soll. Doch das große Ziel wird erreicht. Immer grüner, immer farbenfreudiger, immer lebendiger wird es ringsum. Als die ersten Schwalben über die feuchte Niederung schwirren, kann der April befriedigt abziehen, und die Maiglöckchen bimmeln zum Einzug des Wonnemonds.

Aus dem verdämmernden Abend steigt dunkelblau die Nacht. Gedämpft schallt von

der leeren Straße das Traben und Rollen eines müden Gefährts. Für ein Weilchen blinkt das Wagenlicht, bis es die Finsternis verschluckt. Dann kein störender Laut. Doch aus der Wallhecke klingt schluchzend in sanft dahin perlenden Strophen verhallend der Sang der Nachtigall, die ihrem Gefährten den Weg aus dem fernen Süden in die nordische Heimat weist. Und mit ihnen kommt der Mai.

*

Düsselthal

Düsselthal und Speckermönche! Zwei Namen, die jedem alten Düsseldorfer Bürger vertraut sind, und bei deren Klang er an die Zeiten zurückdenkt, wo er noch jung und schön zwischen Wiesen, Wasserläufen und Unterholz Räuber und Schanditz spielte und auf der Jagd nach Stichlingen, Molchen, Kaulquappen und Kröten, oder wie er sagt, nach Stachelditzkes, Mölcher, Kuhlquabbe und Kraate sich eine gediegene zoologische Bildung zulegte. Teichhühner und Stockenten trieben zwischen Binsen und Rohrkolben ihr Wesen. Reiher und buntschillernde Eisvögel hatten fast ausschließlich die ganze Fischjagd gepachtet. Unter, auf und über dem Wasser eine Fülle von Kraft und Leben.

Düsselthal und Speckermönche! Zwei Namen, welche die alten Meister von Farbe und Pinsel an entschwundene Stunden erinnern, wo dieses Fleckchen Erde in unberührter Schönheit in den Sommertag träumte. An der alten Klostermauer vorbei rauschte selbstherrlich und durch keine Einschnürungen gehemmt der klare Bach, in dem sich Forellen und Ellritzen tummelten. Die alten Ulmen

längs des Weges, der über die kleine Brücke zum nahen Grafenberg stolperte, sahen auf den Malersmann, der dies liebliche Bild auf seine Leinwand brachte und dabei auf ihr Geflüster aus längst vergangenen Tagen lauschte.

Und sie erzählten von großen Wäldern, die einst zwischen Derendorf, Mörsenbroich, Grafenberg und Flingern gestanden hatten, und von dem Kurfürsten Jan Wellem, der am ersten August im Jahre des Heils 1707 den Cisterziensermönchen dieses gewaltige Gebiet mit den beiden dort liegenden Speckhöfen schenkte. So zogen damals die schweigsamen Trappisten von der unruhigen Rheininsel bei Lürk (Mönchenwerth), wo sie ihr Stifter, der Kölner Domherr und Erzbischof Adam Daelmen, erst vor wenigen Jahren angesiedelt, in das nun so benannte Düsselthal, denn drüben auf der anderen Seite hatten ihnen die umwohnende Bevölkerung und die durchziehenden Truppen in den augenblicklichen bösen Zeitläuften das Dasein wahrlich schwer genug gemacht. Abseits nun der Heerstraße fühlten sie sich in ihrem neuen Heim bedeu-



tend sicherer, und so begannen sie auch schon im nächsten Jahre mit dem Bau der ersten Gebäude und der Errichtung der zwölf Fuß hohen Backsteinmauer, die im Geviert den engeren Teil ihres weiten Besitztums umgab. Unwegsam und sumpfig war das Land. Doch mit nie versagender Kraft schafften die Mönche, die kaum den Schlaf zu kennen schienen, deren Lippen nur den ernstesten Gruß „Memento mori“ formten, die weder Name noch Stand ihres nächsten Klosterbruders wußten, an der Urbarmachung des Bodens. Tag um Tag, Jahr um Jahr, bis der Tod für immer ihren Mund verschloß. Ein Stück fruchtbaren Ackers nach dem andern entstand unter ihren

fleißigen Händen, ein Haus nach dem andern wuchs unter dem großen Schweigen lautlos empor. Prälatur, Kapelle und Mühle schmückten die Siedlung, die mittlerweile vom Priorat zur Abtei erhoben wurde.

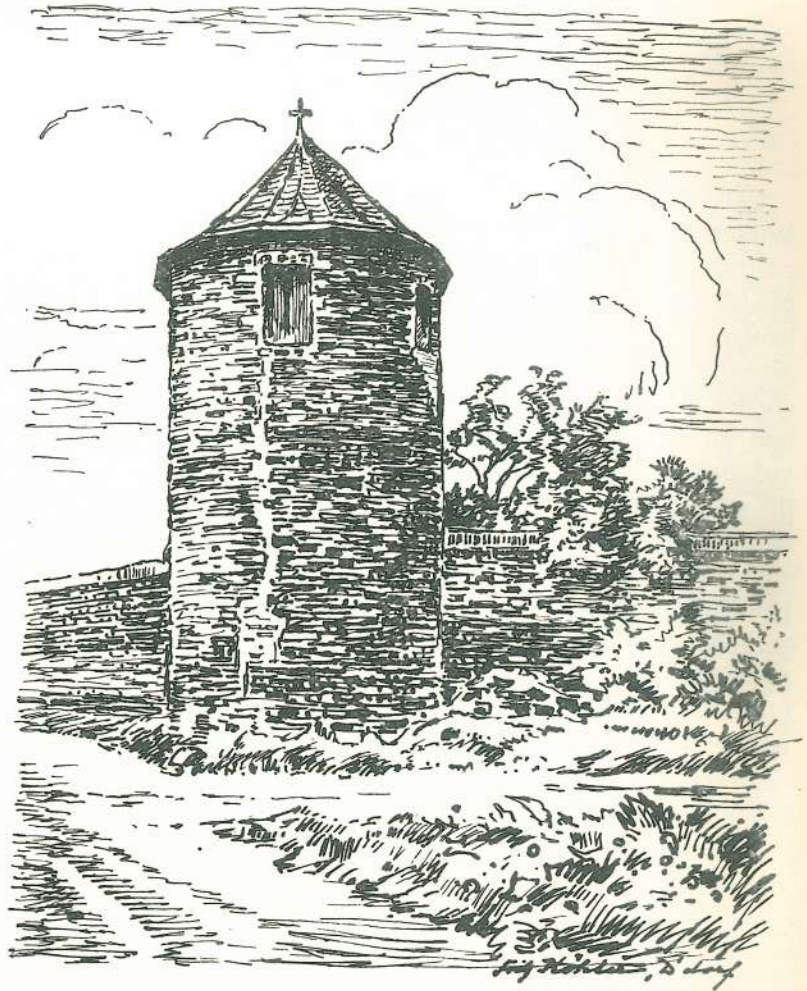
94 Jahre harter, schwerer Arbeit waren verflossen. Da schlug für die Mönche die Abschiedsstunde. Napoleon I., der Machthaber Europas, hob sämtliche Klöster auf, erklärte sie als Staatseigentum, und damit wurde auch Düsselthal Domäne. Zwei Jahre später, 1804, kam das Anwesen zur Versteigerung und wurde an einen Düsseldorfer Bürger verkauft. Er bewirtschaftete es eine Reihe von Jahren, bis Graf Adalbert von der Recke das

einige hundert Morgen große Gut für 45 000 Taler erwarb. Am Abend des 19. Juni 1822 hielt er mit seinen Pflegekindern, 20 Mädchen und 24 Knaben, auf festlich geschmückten Leiterwagen, von Overdyk bei Bochum kommend, hier seinen Einzug, und damit war die Rettungsanstalt Düsselthal gegründet. Einzig und vorbildlich in ihrer Art, ein Werk aus reiner Nächstenliebe entstanden, das all den vielen verwaisten und verwahrlosten Kindern, die in den Stürmen und Wirren der schlimmen Kriegsjahre elternlos geworden waren, eine zweite Heimat schaffen sollte. Neues, tätiges Leben zog in die Mauern ein. Der junge, 31 Jahre alte, menschenfreundliche Graf mit dem großen Herzen und dem kleinen Geldbeutel, hatte schwere Kämpfe zu bestehen, um seine Anstalt zu halten und auszubauen. Doch allen auf ihn eindringenden Mühsalen und Unbilden zum Trotz gab er die Sache nie verloren. Die schwersten Zeiten bildeten wohl die ersten 20 Jahre, dann waren diese Nöte ziemlich überstanden, und als

1852 die Prälatur und das Mädchenhaus einem Brand zum Opfer fielen, liefen von allen Seiten die Liebesgaben so reichlich ein, daß nicht nur diese beiden Gebäude größer und zweckmäßiger aufgeführt werden konnten, sondern sogar noch Gelder zum Bau einer kleinen Kirche übrig blieben. Aber noch einmal sprang der rote Hahn auf die Anstalt und legte im Jahre 1894 die Oekonomie mit Stallungen, Scheune, Mühle und das Wohnhaus nieder. So wurde ziemlich das Letzte vernichtet, was von den alten schönen Bauten aus der Trappisten- und gräflichen Zeit noch stand.

Doch die letzte Stunde für den stillen Winkel vor den Toren unserer Stadt schlug 1901. Die Begriffe „Naturschutz und Denkmalpflege“ waren dazumal noch unbekannte Dinge. Vor wenigen Jahren erst hatte man aus sogenannten Verkehrsrücksichten das Bergertor niedergelegt. Nun setzte man die Spitzhacke an die malerische Eingangspforte, die über der Jahreszahl 1717 die Wappen Jan Wellems und der italienischen Familie Albani trug, von denen ein Sproß, Clemens XI., just auf dem Papststuhl saß, als das Kloster gegründet wurde. Schnurstracks geradeaus fraß sich die neuangelegte Graf-Recke-Straße durch das Idyll zum Grafenberg hin und zerlegte das Anwesen in zwei Hälften. Geschmacklose Gitter zu beiden Seiten, stillos aufgeführte Neubauten verunzieren heute das einst so harmonische Ganze. Die Düssel wurde reguliert. Die alten stimmungsvollen Seen mit ihren reizvollen Ufern verschwanden. Eine riesige Ulme nach der anderen fiel. Nur eine hohe kanadische Pappel, die zu Füßen des kleinen Brückchens stand, über die ja einst der Wanderer zum Walde zog, blieb verschont. Hoch und stolz breitete sich ihre Krone aus, ein Wahrzeichen der ganzen Landschaft, und von weither kamen Finke, Stare, Ammern und im Winter die Krähen, um sich hier in kleineren oder in großen Mengen zu versammeln und Umschau





zu halten. Aber auch sie fiel ohne Grund leider vor einigen Jahren der mordenden Axt zum Opfer. Doch zwischen Schutt, Brennnesseln, Wegerich, Heideröschen und ein paar niedrigen Holunderbüschen eingebettet lag bis zum letzten Herbst noch das kleine Brückchen; ohne Selbstzweck, verkommen, halb vergraben im Wiesengrund. Nun ist es auch ganz verschwunden. Noch steht zum größten Teil die alte Umfassungsmauer, mit ihr das saganumwobene „Hungertürmchen“ an seiner südwestlichen Ecke, von dem der Volksmund erzählt, daß Mönche und Kinder in ihm ums Leben gekommen seien. Drüben auf der anderen Seite, hinter den Anstalts-

gebäuden, grüßen ehrwürdige Baumriesen: Buchen, Kastanien, Pappeln, Linden und Platanen. Träge fließt der eingezwängte Bach unter ihnen her. Auf den beiden Weihern, in denen Karpfen und Aale ihr stilles Leben verbringen, träumen weiße Wasserrosen, und wenn nach Sonnenuntergang über der weiten Niederung graue Nebelschleier wogen und wallen und alles in weiche silbrige Farben hüllen, dann raunt es in den Zweigen und die Vergangenheit erzählt: „Es war einmal“. Doch es ist kein Märchen. Die Großstadt forderte ihr Opfer. — Schönes Düsseldorf, dich gibt uns niemand wieder.

Mitsommertage

Ueber dem Eisenbahndamm, der an den Wiesen und Weiden entlang seiner Wege zieht, brütet die flimmernde Mittagshitze. Müde und ruhig wie im Schlaf stehen in ihrem lichten grünen Faltenwurf zu beiden Seiten die silbrigen Birken. An der vorderen gleich zur Rechten tastet sich die Ackerwinde hoch, und ihre weißen Blütenkelche stechen grell von der rissigen schwarzen Borke ab, über die sie sich behutsam schmiegen, um alte vernarbte Wunden, die mancher böse Winter riß, sorgsam zu verhüllen. Aber auch Winden und Hopfen, die sonst bei jedem leichten Hauch vergnüglich wippen, träumen heute behutsam in den wolkenlosen Himmel, der wie ein hohes blaues Gewölbe das Ganze überspannt, und mit seiner klaren Wärme die wirren Brombeerranken streichelt und den feuerroten Mohn, dazu die blauen Glockenblumen, die mit den weißen Sternen der Margareten sich zu einem bunten Strauß am Geröllhang vereinen, leise, ganz leise kost, damit sie nur nichts von ihrer berausenden Schönheit dieser geruhsamen Stunde verlieren. Gleich hinter dem am einsamen Pfade wartenden Wegerich lockt das bläulichgrüne Heer all der zahllosen Gräser mit ihren braunen, violetten und orangefarbenen Aehren, dazwischen hin und wieder verstreut Kornblumen, knallrote Steinmelken und gelbes Kreuzkraut. Das alles bekränzt durch ein breites weißes Band wilder Möhren, Kümmel, Pimpernell und Schafgarbe.

Drunten zwischen den Hügeln die munter schwatzende Düssel. Mächtige Schirme des Pestwurztes rahmen sie ein. Hurtig stolpert sie am Kahlschlag mit ihren Weidenröschen von giftig rotblauer Farbe über und über bedeckt vorbei und eilt platschend zum nahen Hochwald, um hier zwischen bemoosten und

von Efeu überkrochenen Steinklumpen und unter einem Urwald von Farnkräutern durch, die treulich ihre glitzernde Spur begleiten, murmelnd in die Ferne zu eilen. Dort, wo sie mit hellem Glucksen über den Schotter springt und sich hinter diesem kleinen Wehr eine mit sauber gewaschenem Sand gefüllte Grube schafft, rudern geschäftig in seitlichem Kurs, oft paarweise sich huckepack tragend, die Flohkrebsechen durch das klare kalte Wasser, dazwischen auf dem hellen Grunde Salamanderlarven, die einen erschreckten Hops machen, wenn so ein Kruster ihnen allzu nahe an den zarten Kiemenbüscheln vorüberflitzt. Und die Sonne stiehlt sich durch das grüne Laub, ihre Strahlen tanzen auf den kleinen Wellen, malen zitternde Kreise auf die dunklen Moosteppe, und die reichen bis zu





der schmalen Blöße, auf der hoheitsvoll der Fingerhut mit seinen Blütenbechern sie erwartet.

Schräger fallen die Lichtbündel durch das Blätterdach. Länger werden die Schatten der hohen Buchensäulen. Einer Amsel Schlag tönt still und feierlich durch den weiten Dom. Ruhig und ohne Eile tritt die Ricke mit ihrem Kitz aus der Schonung, verschwindet auf der anderen Seite zwischen den Himbeeren und dem hochaufgeschossenen Adlerfarn, dessen

Fächer sich sorgsam, lautlos hinter diesem Mutterglück wieder schließen. Dann kommt der Abend und die Nacht. Tief in der Schlucht wallen und wogen die Nebelschleier. Aus den Grasbüscheln und dem Strauchwerk, die den Hohlweg hinaufführen, glüht gleich einem Blinkfeuer das grüne Licht der Leuchtkäfer, und der Mond schaut versonnen in den von flüsterndem Liesch und Rohrkolben umsäumten See, den behutsam, ganz behutsam ein kühlender Nachtwind kräuselt.

*

Hinter dem Grafenberger Wald

Der Wind stand mit dem Tage auf, spielte mit den alten Parkbäumen, huschte über die efeubewachsene Mauer, daß die Spatzen mißtrauisch einen Atemzug mit ihrem lustigen tschilp - tschalp innehielten und wanderte weiter. Ein fieselig Regen hüllte das weite Land in graue Schleier, lackierte die Dächer und Wege und tupfte auf die Wasserspiegel der zahlreichen Pfützen, die von gestern noch übrig geblieben waren, sodaß sie dumme Gesichter schnitten, im übrigen aber gar nicht daran dachten, für das erste auf Nimmerwiedersehen in der Erde zu verschwinden. Als es ungefähr Mittag sein konnte, besann sich der Wettergott, daß so etwas für den Monat August nicht das Richtige wäre, schob den ganzen grauen Zauber beiseite, und die heiße Sommersonne lachte in den Nachmittag und trocknete all die vielen kristallhellen Tränen, die ein griesgrämiger Morgen allzu freigebig vergossen hatte. Draußen neben der Landstraße wogte wie ein goldenes Meer der Hafer.

Wo die offene Ebene aufhörte, prahlte die Halde mit ihrem gelben leuchtenden Rainfarn, den weißdoldigen Schafgarben und den Holunderbüschen, die überall und natürlich auch hier wieder ihre Wurzeln in die Erde schlagen mußten, um dann mit ihren kleinen blauschwarzen Früchten aus luftiger Höhe auf das Ganze herabzublicken.

Eifrig knabbern die schönen schwarzen Wolfsmilchraupen mit den weißen Tupfen, roten Binden und dem spitzen Dorn am Leibesende an ihrer Futterpflanze, die den ganzen Boden mit Beschlag belegt, und selbstzufrieden humpeln die Wildkaninchen auf der dahinter liegenden Waldblöße, die

durch purpurrote Weidenröschen und lilafarbene Glocken des Fingerhutes ihre eigene Note erhält. Hinter dem Kahlschlag dehnt sich weit und undurchdringlich der Wald, den kleine Wasser jahraus, jahrein reichlich durchziehen und so eine Wildnis und ein Durcheinander schaffen, das ohne große Schwierigkeiten jedem Sonntagnachmittags-Kavalier den Zutritt verwehrt, zumal auch in den zahlreichen Pfützen, in denen Schwertlilien, Pfefferminz und Vergißmeinnicht üppig wuchern. Zwischen Pappeln, Erlen und Eichen drängen die Haselbüsche zum Licht.

Tiefe Stille ringsum. Geräuschlos kriechen die roten Wegschnecken über den Waldboden; ein blauer Mistkäfer brummt vorüber, ein paar Mücken sirren in den späten Nachmittag, durch den die leise klirrenden Takte der Tannenmeise dringen.

Schon längst ist der Wind zur Ruhe gegangen, still und regungslos verharren Baum und Strauch und Gras, und über der einsamen Schneise steht der Himmel, darinnen einige rosazart angehauchte Schäfchenwolken. Und zweihundert Längen vorwärts, wo der Holderbusch sich kühn in den Weg schiebt, tritt das Schmaltier zur Aesung aus. Hier ein Blatt, dort eine Handvoll Gräser, zwischendurch sichernd, leuchtet die warme rote Decke in den scheidenden Tag. Sehnsüchtig gurr von irgendwoher der Tauberich. Vorsichtig, langsam, ganz behutsam folgt nun auch der Bock, doch Nebel und Dämmerung kriechen herauf und ziehen ihren undurchsichtigen Schleier vor. Leise läutet die Unke im röhrichumstandenen Pfuhl, und über den Bäumen steht silberglänzend die Mondsichel an der sternübersäten Kuppel.



Spätsommer

Heiß liegt die alte Straße im Sommermorgen. Heißer noch brütet die Hitze über der großen Waldschneise. Ein Gewirr von Gräsern, Brombeerranken, wie Fallstricke überall dazwischen, ab und zu ein paar Wurmfarne, die immer noch in jedem Mai ihre langen Wedel aufrollen, immer noch zur gleichen Zeit, just wie früher, als das Buchengrün in lichten Schleiern über ihnen hing, so die Tage nicht mehr ferne waren, da der gelbe Pirol seinen melodischen Ruf durch diesen nun abgeholzten Hain erschallen ließ. Brennend knallt die Sonne herunter. Doch munter flitzen die grünen Zauneidechsen und ihre braunen Weibchen über die von Moosen und Flechten bezogenen Stümpfe, und sie jagen den Heupferdchen nach, die in kühnem

Wupps unglaublich weit springen, und sie bäugen freblustig den Weberknecht, der langbeinig gerade über das breite Blatt vom Fingerhut, der im Juni den ganzen Hang in purpurrote Feuer taucht, gravitatisch abstolziert. Glitzernd wie flüssiges Silber murmelt in saftiggrüne Streifen eingebettet die Anger. Hin und wieder gebeugte Weiden an ihren Ufern, zu denen gen Osten hin die Tiefenbroicher Gemarkung herüberschaut, während weit, weit dahinter im flimmernden Dunst hochgebaut und ehrwürdig seit manchen Jahrhunderten der Schieferturm der Ratinger Kirche die Runde beherrscht. Einige langgezogene dünne Wolkenfetzen schieben sich vom Westen heran, dicke Ballen steigen in ihrem Gefolge auf. Vielleicht ist der Lauf

der Anger heute, morgen oder übermorgen grau und trübselig und ihr Spiegel kraus, verzerrt von all den Tropfen, die herunterrieseln, plätschern. Vielleicht aber prunkt sie weiterhin mit ihrem Silberstreif, und die weißen feinen Flocken der Heideröschen gleiten ungestört durch die Bläue und Spinnlein an zarten Fäden dazu. Wer weiß das jetzt?

Böse stechen die Mücken. Sie kommen aus den zahllosen Löchern drüben im Kalkumer Busch, wo Spyräen und Iris sumpfig eine Wildnis schaffen, in der der rote Bock steht und heimlich, ganz heimlich zur Dämmerung sie verläßt. Dorthier stammt auch die schillernde Jungfer, die im reißenden Fluge, wie ein schnittiger Eindecker gebaut, pfeilschnell an den hilflosen Jungkarnickeln vorbeiflitzt. Drüben die Wiese, halb verdorrt, doch wo der Waldrand seine Schatten hinwirft, rupft schwarzweiß das Vieh an den Gräsern und Stare in hellen Mengen, ein Dutzend Kiebitze im trauten Verein dazu, schreiten betulich zwischen den Kühen herum, um plötzlich in einem Schwarm hochzugehen, doch kaum bis zur Ecke, wo um den morschen Pfahl der Hopfen rankt, mit dessen Troddeln vergnüglich ein leichter Wind sich unterhält.

Verlassen verliert sich der steinige Weg in der Weite. Haselbüsche links, rechts. In

ihren Zweigen bauen fette Kreuzspinnen ihre Netze. Ein Pfauenauge sitzt mitten auf dem Stein, der halb am Rande am Abhang versackt, klappt seine bunten Flügel genießerisch auseinander, dann sieht man die ganze Pracht, schlägt sie wieder zusammen, und er macht einen sehr bescheidenen Eindruck. Viermal tut er das. Aufgeschreckt streicht er ab, torkelt zur Schneise, da das Fasanengesperre seinen Durst an der lächerlich eingeschrumpften Pfütze stillt. Nun ist er weg. — Stille, Ruhe überall. Zwei Meisen fliegen vorüber, ein Fink pinkt kaum vernehmlich, nur kurz bloß, dann ist auch das überstanden, und allein der Baumpieper mit seinem ewigen sipsipsipsipsip zwitschert eine Melodie. Lichter ist's im Gestrüpp geworden, bunter in manchen Kronen. Denn der Herbst ist nimmer fern.

Wieder geht ein Sommer mit Blumen und Vogelliedern zur Neige. Wieder rüsten sich die Schwalben, die wir so sehnsuchtsvoll begrüßten, da längs der Anger goldgelb die Himmelsschlüssel blühten, zur großen Fahrt. Wie lange noch und böse Stürme heulen durch die Wälder, und im wilden Tanz hetzen die müden Blätter durch die kalten Lüfte. Blau und heiß wie ein schöner Julitag grüßt der Morgen. Er sucht uns vergangene, frohe Bilder vorzugaukeln, doch Abschiedsstimmung geistert wehmütig durch den Raum.

★

Flammendes Sommerendfeuer

Leuchtende Klexe und bald unwahrscheinlich anmutende malerisch gewebte Teppiche winken draußen vor den Toren, wo die Backsteinwüste langsam verebbt, aus all den großen und kleinen Gärten, die wie frische, fröhliche Oasen in bekömmlicher Ruhe zu Seiten der Straßen liegen, über

die ewighastende Wagen als jagende Teufel vorüberrumpeln und -sauen. Die ganze Farbenleiter auf und ab, oft scheint es noch, als könnten die einzelnen Sprossen nicht voneinander lassen, leuchtet hier in den Sommertag. Aus dichtem, hellem, grünem Laub lachen Dahlien, lebenden Sternen gleichend, und

Georginen, deren frohe Bälle von Zungenblüten, die dicht bei dicht aneinandergeschmiegt zierlichen, offenen Düten gleichen, in die Bläue und scheinen gar nicht mehr zu wissen, was alles forschender Menschengest aus ihnen schuf, seitdem sie vor bald einem Jahrhundert ihre mexikanische Heimat verließen, um hier jedem zur Freude einer tausendfältigen Auferstehung entgegenzugehen. Formen und Farben suchen in ewig neuer Gestaltung sich zu übertreffen.

Rein und klar blühen in dichten Gruppen „Weißer Adler“, „Prinzeß Juliana“. Blutiges Rot tropft von der Schlageterdahlie. Hochrote, karmoisinrote, ziegelfarbene Blüten, dazu eine zart silbrigrosa „v. Donnersmarck“, die zu den Orangefarbenen und der „Goldenen Sonn“ überleitet. Dazwischen grügelbe Tupfen, violette in zartesten Tönen, überragt

von einer fast schwarzen Blume, auf die wiederum eine andere Genossin von noch absonderlicherer Gestaltung herunterschaut. Ein wahrhaft wirres und tolles Durcheinander! Mit brennenden Augen schauen die einen in die Welt, warm wie ein sonniger Vorfrühlingstag haben sich die anderen, ein kühler Herbstabend geht von der dritten aus, aber alle in ihrer oft so bizarren Schönheit ein wunderlicher Traum, der jeden gefangen nimmt, der unter diesen lieblichen Kindern Floras geweilt, die ihm leise zuflüstern, daß nun die Zeit der Rosen bald vorbei, vorbei, und der Herbst vor der Türe stünde, seinen sieghaften Einzug zu halten.

Doch jetzt ist die hohe Zeit, da Dahlien und Georginen blühen, glühen. Sie sind das leuchtende flammende Sommerendfeuer. Sie brennen, ganz zaghaft, ganz verschämt



und verborgen, so daß es keiner sehen soll, wie das erste welke Blatt vom Lindenbaum zur Erde gleitet und schüchtern zwischen den goldgelben Blütenköpfen des Rainfarns versinkt. Sie flackern ersterbend noch einmal wie ein vergehendes Lichtstümpflein auf, wenn der Oktobermonat sich zur Ruhe legt, und ein kalter Wind die nassen Nebeltücher bis in den Mittag hinein den entlaubten Bäumen um ihre armen blätterlosen Kronen schlägt. Doch heute ist ihre Stunde und morgen auch, und mit ihnen wetteifern die vielen Sonnenblumen, die wie gleißendes Gold sie rings umgeben und all den Federkrönchen der Weidenröschen und des gelben Weiderichs zuwinken, die ein leichter Luftzug in die Weite trägt, die über sich die bunten Windvögel sehen, die in einsamer Höhe auf den Trompetenruf der Kraniche warten, die nun bald auf großer Fahrt zu den Pyramiden in stolzer Kiellinie hier vorüberziehen müssen. Sie alle erzählen Dahlien und Georginen von grünen Wäldern, in denen nur hin und wieder noch vereinzelt der Finkenruf erschallt und von der blumenarmen Koppel, wo zwischen Pferden und ihren Fohlen, Kühen und Kälbern Hunderte von Staren eifrig nickend spazieren gehen und sich allerhand Getier zusammenpicken, denn hier noch ist der Tisch für sie überreichlich gedeckt. Auf der Einfriedigung sitzen in

dichten Reihen, eine neben der anderen, die Rauchschnalben. Auch sie werden in wenigen Wochen reisen und dem Kuckuck und dem Pirol folgen, deren Lied für dieses Jahr schon längst im grünen Blätterwald verklungen. Mit tiefem Gebrumm streicht die Hummel von der bläblichen Löwenmaulkolonie, wo sie eben eingehende Blütenbesuche machte, herüber. Nun landet sie auf der bald mannshohen Bärenklau, die erhaben auf das kleine Gemüse Kamillen zu ihren Füßen niederschaut, verächtlich das Hirtentäschelkraut übersieht, das sich den Graben entlang bis zur Hederichsiedlung erstreckt. Auf der jungen Waldblöße eine vereinzelt Königskerze, davor, aber mehr zum Rande hin, ein Blutweiderich. Dicht neben ihm der Schwarzwurz. Auf seinem untersten Blatt hockt ein ganz junges, noch mit Stummelschwanz verziertes Laubfröschchen, das höchstens vor zwei Tagen seinen nahen Tümpel verlassen und nun erschreckt beiseite hüpfte, als die fingerlange dicke Weinschwärmerraupe eilig vorüberturnt, die auch schon an den Herbst zu denken scheint.

Das ist die Welt da draußen vor den Toren, wenn der Sommer daran denkt, nun langsam uns zu entgleiten. Das ist der Sommer, der uns den schweren Abschied so leicht wie möglich machen will und uns noch einmal daheim und überall seine fröhlichen Feuer anzündet.

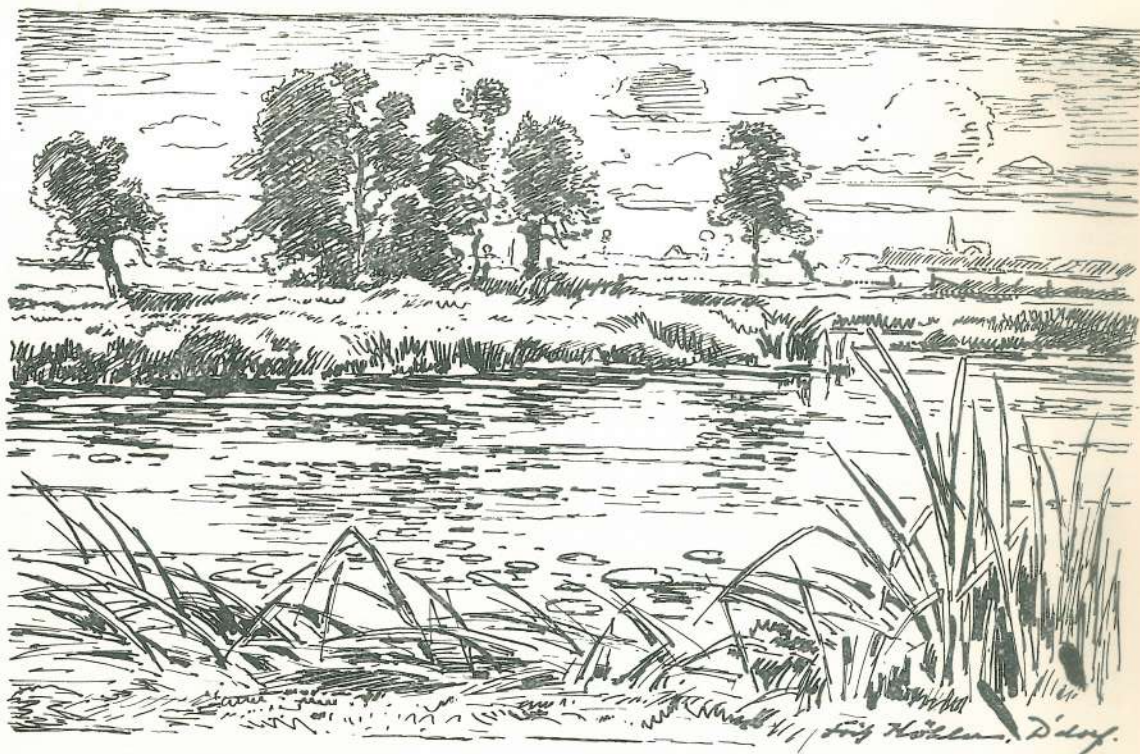
★

An der Buschermühle

Ueber die abschüssige Straße mit dem katzenbuckeligen Pflaster rumpelt der große Planwagen. An der Biegung unten angekommen, fährt er langsam rechts herum, dann macht der Fuhrmann „brrr“, und der brave Rotbraune stoppt genau vor dem großen Mühlentor. Umgeben von alten Häuschen, an denen der wilde Wein emporklettert, die Ho-

lunderbüsche fürwitzig über die Mauer gucken, eine dicke, krummzackige Robinie ihre schirmförmige Krone über alles breitet, liegt die Buscher Mühle.

Ein dämmeriges Halbdunkel im Innern. Feiner, grauer Mehlstaub hockt auf den prall gefüllten Säcken, auf den Balken, Kisten, Kasten, auf dem Fußboden und tanzt in dem



Sonnenlicht, das in breiten Streifen durch die beiden Linden, die vor dem Bau stehen, einfällt. Durch die Räume zittert ein dumpfes Rumoren, Stampfen und Stoßen. Langsam, und doch mit unheimlicher Kraft dreht sich der aus gewaltigen Baumstämmen gefügte „König“, die Seele des Werkes. Von ihm hängt das richtige Arbeiten und die Ingangsetzung des ganzen Getriebes ab. Zwei Stockwerk hoch ist dieser ungeschlachte Riese, der oben auf seinem dicken, kantigen Kopf ein Datum eingeschnitzt trägt und damit das Alter der ganzen Anlage bestimmt: — anno domini 1811, den 18. Dezember — 125 Jahre, gute und böse, liegen hinter ihm. Doch immer noch tut er treu und brav seine Pflicht und treibt die großen hölzernen Zahnräder und Hebel und heißt die Mühlräder den goldenen Körnersegen mahlen; wie einst, als Düsseldorf noch ein kleines Städtchen war, und die Mühle in dem ländlichen Frieden von Derendorf, Düsseldorf und Mörsenbroich ihre Tage

verbrachte. Wild und ungebärdig rauschte damals die Düssel durch die Niederung. Zahm und träge schiebt sie heute ihre Massen durch das künstliche, von Menschenhand gebaute, nüchterne Bett. Nur vereinzelt erinnern noch einige Stellen daran, wie schön einmal ihre Ufer und nähere Umgebung waren. Und ein solches reizvolles Bild findet sich noch an der Buschermühle.

Bunte Wildnis zu beiden Seiten des Bachrandes. Zur Rechten ein stiller Park mit hohen schönen Bäumen. Eine mächtige Platane schirmt das alte schwarzbraune Backsteingemäuer zu ihren Füßen. Weiter abwärts deckt eine nicht viel jüngere Roßkastanie mit ihren Zweigen das eiserne Gartentor. Dahinter in offener Graslandschaft Birken, Buchen, Cedern, Rotdorn, Eichen, krumme Obstbäume und dunkle Kiefern und Lebensbäume. Verschlungen ziehen die bemoosten Wege unter ihnen her. Auf dem Wiesenplan nicken die Glockenblumen, grüßen die Sterne der

Margareten und leuchtet der feurige Mohn. An Blattspitzen und Halmen glitzert der Tau, und unzähligen, hellen edlen Steinen gleich, funkelt er im Licht eines sonnigen Septembermorgens.

Drüben auf der schmalen Landzunge zwischen Bach und Mühlenteich flüstern leise die großen Silberpappeln. Ein verlorener Vogelruf klingt aus dem dichten Unterholz; einige tote Blätter sinken still hernieder und treiben wie goldene Taler auf der glatten Fläche, in der sich Lattich und Pestwurz, Goldnessel und gelber Löwenzahn spiegeln. Links bei dem kleinen Knüppelbrückchen liegt moos- und algenüberzogen ein alter Kahn. Selten, ganz selten nur wird er noch benutzt. Aber er gehört nun einmal zum Ganzen und paßt sich so verständnisvoll der Umwelt an. Darum bleibt er auch, solange seine wohlgefügtten Bretter halten. Dicht bei ihm schießen die frischen Triebe von Holunderbusch, Weiden und Robinien aus den zerhackten Stümpfen und bedecken mitleidvoll die Wunden, die einstens schamlos der Mob in wilden bösen Tagen in diesen stillen Winkel schlug. Doch heute kein störender Laut. Nur hinter den zwei Linden ein Rauschen und Zischen. Dort

stürzen mit tausend diamantenen Bläschen die kleinen Wellen des Baches in die Tiefe, und hinter den hundertjährigen Mauern dreht sich nimmermüde das riesige Rad, denn es ist Erntezeit!

Auf dem weißgetünchten Mäuerchen am Nachbarhaus schnurrt ein kleines Kätzchen und hascht nach der Fuchsienblüte, die von irgendwoher kam, und mit der jetzt ein leichtes Lüftchen spielt. Unten zwischen den Steinritzen scharren drei Hühner eifrig nach verstreuten Weizenkörnern. Alt und steifbeinig trollt der „Ströpp“ vorüber, um am sonnigsten Sonnenplatz seinen zottigen schwarzweißen Pelz und seine Flöhe zu wärmen.

Buschmühle, stiller Winkel! Auf deine alten Dächer, Wipfel und auf deinen rauschenden Wasserfall starren hochmütig neumodische Häuser. In den Bebauungsplänen unserer „Kunst- und Gartenstadt“ bist du schon längst in eine gradlinige Straße aufgeteilt, wo kein Platz für solche Idylle ist. Der Naturschutz ist eine schöne Sache, nur darf er nichts kosten!

Buschermühle stiller Winkel! Wie lange noch, und auch von dir ist nichts mehr übriggeblieben als dein Name.

★

Der erste Schnee

Als der erste Oktoberfrost nächtlings über die niederrheinischen Fluren knisterte und all die fröhlich leuchtenden Dahlien und Georginen mit seinen kalten Fingern betupfte, daß sie vor Schreck am anderen Morgen schwarz und braun tot herunterhingen, da war es mit der letzten Sommerherrlichkeit endgültig vorbei. Wütend heulten die Stürme durch die Baumkronen, und was nicht schon längst an Blättern leise und sacht aus luftiger Höhe abgetrudelt war, das tanzte jetzt wie irrsinnig durch die kalte Luft, bis es irgenwo in einer kleinen Mulde oder an einer windgeschützten

Hecke landete. Melancholisch trommelte der Regen auf das welke Laub, und an den von Nässe glänzenden Ästen und Ästchen kullerten unaufhaltsam die dicken Wassertropfen herunter, wie Tränen, eine nach der anderen. Und wenn die frühe Dämmerung heraufstieg und alles in dunkle Finsternis tauchte, dann zog als schwarzer lautloser Schatten der Waldkauz über die Trümmer der so jäh zerstörten Sommerträume mit klagendem Ruf hinweg. Immer länger zogen sich die Nächte hin. Trübe und unlustig reihte sich eine Woche an die andere, denn der Oktober-



frost blieb nur ganz kurz zu Gaste, und was nach ihm kam und blieb, das waren nur öde Malereien grau in grau, regenerfüllte Räder-spuren und ein bald ewig nasser Balg für den Krummen und die anderen Mümmelmänner.

Doch dann blieb eines Tages der Himmel blank, und als die Sonne, wie in rote Tinte getunkt, hinter den letzten Resten des Pappelwäldchens versank, glitzerten oben aus der dunklen Bläue zum ersten Male wieder so richtig die Sternbilder herunter, und am nächsten Morgen pfiß der Ostwind über gefrorene Pfützen und harte Erdschollen, und selbst auf dem Runden Weiher rings um den „Grünen Jung“, der für diese Zeit seine immerwährende Balgerei mit dem wasserspeienden Unge-

heuer aufgesteckt hatte, formte sich so etwas wie eine dünne gläserne Decke. Aber wieder wurde über das langersehnte blaue Firmament der mißliebige Vorhang herübergezerrt, und wieder schleppte der Westwind neue graue Ballen heran. Zuerst einzelne, die standen stundenlang bald an der gleichen Stelle über dem Rhein. Dann folgten in kurzer Zeit andere. Bald waren die ersten über die Höhenzüge im Osten weggewandert; die anderen bummelten gemächlich hinterdrein, bis alles wieder verhangen.

Und dann, ja dann huschte etwas durch die Luft. Noch war nichts zu sehen. Nach einer Weile immer noch nichts. Aber da! husch saß ein kleines zierliches Sternchen

gerad auf dem grünen Blütenblatt der Christrose drunten unter dem zackigen Walnußbaum am Eingang der Dorfstraße. Da noch eins oben auf der Hopfentrodde dicht daneben. Ein drittes fiel auf den Sandstein, unter dem im Sommer immer die fette Erdkröte den hellen Tag verschlief, und nun ringsherum ein lustiger Flockentanz. Wohl zerrann jedes Flöckchen bald zu Wasser, kaum daß es sich gesetzt, wohl hörte dies Gewirbel nach einer Stunde wieder auf. Vielleicht war das Ganze nur ein Versuch, ob's noch ging seit dem letzten Male — und das ist schon lange her —, vielleicht sollte es auch nur ein kleiner Auftakt sein.

Denn als wiederum der Tag schlafen ging, da kratzte der Nordost die Wolkensäcke an, und weiß wurden Felder, Brachland und Wege. Breite weiße Streifen pappten an den Bäumen. Weiß leuchtet die Straße, die durch den stillen Wald zieht, und nur der ewig ge-

schwätzig Bach, der ihn ein langes Stück begleitet, glänzt in schillernder Schwärze und platscht nur eben mal auf, als der bunte Eichelhäher, der auf der verhangenen Fichte über ihm aufbäumt, eine Ladung Schnee auf seinen munteren Rücken herunterwirft.

Das ist der erste Schnee! Fröhlich tanzen die weißen Sternchen durch die Luft. Unzählige wirbeln da oben, unzählige decken die ruhende und neue Kräfte sammelnde Erde. Aber immer neue Myriaden von solchen Sternchen müssen folgen, soll auf gedämpften Sohlen feierlich das heilige weiße Schweigen durch das weite Land ziehen. In froher Erwartung harren wir der kommenden Dinge. Vielleicht glänzt morgen die Welt in Weiß. Vielleicht auch trieft alles von Dreck und Nässe. Denn Schnee am Niederrhein, das ist wie wackliges unbeständiges Aprilwetter, und jede Vorhersage wird allzu leicht zunichte.

★

Wintertage

Gleichmäßig atmete der Nordwest über die Niederung, und lieblos fingerte der kalte Wind an den kahlen Zweigen der Holunderhecke und an den dunklen Armen der Obstbäume, guckte in das leere Nest des Edelfinken hoch in der Gabel, zerrte an dem zierlichen Palast des Zaunkönigs, der unten in einer verschwiegenen dornigen Hecke saß, und lungerte weiter. Blaß und kraftlos blinzelte die Sonne auf die trostlose Öde. Auch mit ihr war heute nicht viel los. Warm und geschützt lag allein der Hang mit der offenen Aussicht gegen Süden. Ein schmaler Pfad zieht sich an seinem Fuße hin, begleitet von ein paar hellrindigen Birken, die in ihrer feinen, entblätterten Schönheit mit ihren hängenden, braunroten, gertenschlanken Zweigen wie ein kostbares Wunder wirkten; dahinter das ockergelbe Farndurcheinander, eine junge Fichtenschonung, in der die Gimpel eifrig

quasselten, doch urplötzlich verstummen, als lautlos der Sperber herübersegelte, und schließlich noch eine Eiche, die durch ihre absonderlichen Formen eine persönliche Note in das Ganze hereinbrachte. Vergnüglich tanzte ein Schwarm Trauermücken über der morschen Bank. Starr und steif wie ein Baumstumpf hockten auf halber Höhe des Berges zwei kleine Häschen, während die Ricke hinter dem Brombeerbusch herüberwechselte, um sich gleichfalls in der Sonne niederzutun.

Doch nicht allzulange währte das Vergnügen. Bös heulte oben auf der Kuppe das wilde Heer durch den Buchendom. Fahlgrau schlichen die Wolken. Fort war die Sonne und mit ihr der Tag, der nur für Augenblicke einer gewesen; der Wind, der nun alleweile umsprang, wuchs sich zum Sturme aus, der durch das weite Land heulte, um Schnee und Eis zu bringen. Grau stieg ein neuer Morgen



herauf. Melancholisch zerriß das Krächzen der schwarzen Galgenvögel die Stille. Aus dem Morgen wurde Mittag, doch immer noch blickte unfroh ein farbloser Himmel auf den verschneiten Grafenberg.

Am Waldrand turnte eine hungrige Gesellschaft herum: Kohl- und Blaumeisen, Graumannern, einige Feldsperlinge und natürlich auch Hausspatzen. Auf der Futtersuche gelangten sie an den Dorfrand. Die alten vermorschten, halbabgestorbenen Kopfweiden, die in langer Reihe am alten trockenen Bachbett standen, wurden zuerst eingehend abgesehen. Dann ging es weiter zur Geflügelfarm, wo die Bronzeputen und die dicken Brahmahühner wohnten, aber auch hier konnten sie nicht ungestört arbeiten, denn es gab einen jungen Schäferhund, der Langeweile hatte und sich nach Abwechslung sehnte. Da schwirrte die ganze Freißgesellschaft weiter den Heideweg herab, sie waren eben alle nicht zu solchen Spielereien aufgelegt. Die Birnbäume in der Dorfmitte hatten sie nun auch gründlich durchsucht, und in leichten, wel-

ligen Linien erreichten sie den träge dahinfließenden Düsselbach. Am Rande saß im rotfrüchtigen Hagelbottenstrauch buntglitzernd der Eisvogel und wartete auf den Weißfisch, der sich soeben unter der Wasserpestranke versteckte und anscheinend keine Neigung verspürte, mit dem fixen spitzen Schnabel über sich Bekanntschaft zu schließen. Die gefiederte Bande fragte nichts nach Fischen, und da es nunmehr auch dunkelte, verzog sie sich.

Die eine Hälfte flog zum Dorf zurück, die andere weiter zum Schnepfenhof, um in der körnerreichen Scheune gegenüber dem warmen Kuhstall Schlafquartiere zu beziehen.

Unmerklich, doch unaufhaltsam zog die Nacht herauf. Verschlafen gluckste der Bach. Ein paar Akkorde von Schumanns Abendlied glitten von irgendwoher irgendwohin; dann tastete der Frost mit eisigen Fingern über das bleiche Tuch, das die Erde bedeckte, und mitleidlos blinkten die Sterne vom tiefblauen Himmel.

Aus der Chronik des Heimatvereins „Düsseldorfer Jonges“ e. V.

Am 17. März feierten die „Düsseldorfer Jonges“ ihr Stiftungsfest. Unser Vereinsbaas Toni Rudolph hatte das Heim stimmungsvoll geschmückt. Präsident Willi Weidenhaupt gab einen kurzen Bericht über die Vereinsentwicklung und verlieh Julius Alf, als einem der vier Gründer der „Düsseldorfer Jonges“, die Goldene Ehrennadel. H. H. Nicolini erhielt in Anerkennung seiner großen Verdienste um die Forschung der heimatlichen Literatur die Silberne Ehrennadel. Als Ehrengeschenk überreichte Franz Müller dem Verein eine von Gießmeister August Krüger gestiftete Bronzeplakette, darstellend die ersten Vereinsführer Willi Weidenhaupt und Dr. med Willi Kauhausen. Dann stiftete der Vereinspräsident die große Jan Wellem-Medaille, die demnächst als Anerkennung für hervorragende Leistung um die Heimat verliehen werden soll. Dr. August Dahm sprach eingehend über die Heimat und über Himmelgeist. Das begeisterungswürdige Trio Alex Flohr-Andersen-Ropte umrahmte meisterhaft und liebenswürdig die Feier.

Am 24. März sprach der verdiente Heimatforscher Rektor Georg Spickhoff in seiner stets anregenden Weise über die Geschichte der alten Gemäldegalerie, die von Jan Wellem begründet worden war. Ein klares

und ylastisches Bild von ihrem Schicksal entrollte sich vor den aufmerksam folgenden Zuhörern.

Auch der Pflege des Volksgesanges widmet sich der große Heimatverein. Der bekannte Düsseldorfer Kapellmeister Carl Maria Artz hielt am 31. März einen Vortrag über die Geschichte des Volksliedes, der sich in gleicher Weise durch Sachkenntnis wie durch Liebe zu dieser Sache auszeichnete.

Der Heimatabend vom 7. April brachte eine reiche Aussprache über die Königsallee und ihre Neubepflanzung. Im Mittelpunkt standen die famosen Ausführungen des Bankdirektors Wolf. An der Diskussion beteiligten sich der rühmliche Heimatwanderer und Verfasser zahlreicher Wanderführer Lehrer Wilhelm Suter, und unser seltener Heimatmaler Fritz Köhler.

Über „Unsere Vorfahren am Niederrhein“ sprach ausgezeichnet und lebhaft aufgenommen Studienrat Gather (14. April). Das anschließende traditionelle Eierkippen verlief zur Freude aller Heimatfreunde. Georg Ederer und Heinrich Daniel regten an, die alte Sitte des Beierns, das seit 30 Jahren verstummt ist, zu hohen Festtagen wieder einführen zu lassen.

AUF RUF!

Die „Düsseldorfer Jonges“ weihen am 21. Juni ds. Js. das
Ehrenmal für die Grafen von Spee
 feierlich ein.

Wir bitten hiermit alle unsere Mitglieder und Heimatfreunde zu dieser Ehrung, die uns und unserer Vaterstadt zur höchsten Ehre gereicht, ihre Spende beitragen zu wollen.

Der Vorstand der „Düsseldorfer Jonges“ e. V.

Veranstaltungen des Heimatvereins „Düsseldorfer Jonges“ e. V. im Monat Mai

Dienstag, den 5. Mai: Wir feiern unser schönes Traditionsfest

„Hinein in den Mai“

in sämtlichen Sälen des Zoologischen Gartens, unter Mitwirkung von Hans Müller-Schlösser. Zu diesem Fest erhalten unsere Mitglieder für sich und Angehörige 3 Freikarten. Weitere Karten werden zum Preise von RM. 0,50 an der Abendkasse und im Vereinsheim verabfolgt.

Düsseldorfer Jonges! Kommt alle mit Euren Familien!

Dienstag, den 12. Mai: **Norbert Burgmüller-Gedächtnisfeier** aus Anlaß der 100. Wiederkehr des Todestages des berühmten Düsseldorfer Komponisten. (Vereinsheim.)

Dienstag, den 19. Mai: **Großer Heimatabend in Bilk** unter Mitwirkung des Balker Bürgervereins und des Balker Schützenvereins im **Deutzer Hof** (Kreuder), Bachstr. 1, neben der alten Martinskirche. Leitung: Heinrich Daniel und Franz Müller.

Dienstag, den 26. Mai: Ein froher Abend! . . . **„Aus unserer Militärdienstzeit“** . . .
 Leitung: Dr. J. J. Spies. (Vereinsheim.)